

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 11

Artikel: Der Vagabund
Autor: Ribaux, Adolf / Ebersold, Elise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdruck verboten.

Der Tagabund.

Von Adolf Ribaux.

Autorisierte Uebersetzung von Elise Ebersold.

Vorgestern hatte er die Strafanstalt verlassen und war nun zwei Tage lang, auf der Suche nach Arbeit, herumgeirrt, hatte aber überall Misstrauen und abschlägigen Bescheid gefunden. Ein Weib rief ängstlich ihre Kinder, an die er sich auf der Straße um Auskunft gewandt, zurück, als drohe ihnen irgend eine Gefahr. In einer Villa, wo er um die Mittagszeit vorsprach, schlug man ihm die Tür vor der Nase zu. Ein Bürger, vor dessen Garten er sich niedersetzte, drohte, seine Dogge auf ihn zu hetzen, wenn er sich nicht hurtig davonmache. Ein Teller Suppe, den ihm ein Pfarrer, dessen Dorf er durchwandert, auf der Hausschwelle hinschen ließ, war das einzige Labsal, das er erhielt. Als Kopfkissen diente ihm das Gras auf dem Felde und Baumzweige bildeten seinen Betthimmel. Und keiner, keiner wollte ihm Arbeit geben; nirgends ein Mittel zum Lebensunterhalt!

„Wäre ich ein Mörder, der allerniedrigste Verbrecher, es könnte mir nicht schlimmer gehen!“ seufzte er. Und er war doch einfach nur ein Unglücklicher! Ein Findelkind und von der öffentlichen Wohltätigkeit aufgezogen, hatte seine Kindheit mehr Schelte, Püffe und Schläge als Liebkosungen gekannt. Mit 12 Jahren mußte er sich selber durchbringen, und da er keinen Beruf gelernt hatte, schlepppte er sich von einem Bauernhof zum andern, ward schlecht genährt, schlecht bezahlt, überall mit Füßen getreten, gedemütigt und frühzeitig verbittert.

Als er einst in einer überfüllten Wirtschaft von einem Kameraden als Lump und Habichts behandelt wurde, übernahm ihn der Zorn und er erwürgte in einem Wutanfall seinen Beleidiger nahezu und verletzte einige, die schlichten wollten, erheblich. Dafür wurde er zu einem Jahr Korrektionshaus verurteilt; er saß diese Zeit in verhaltener, tiefer Empörung ab und verließ die Anstalt mit einem wahren Haß gegen die menschliche Gesellschaft, wo, wie ihm schien, Ungerechtigkeit die Regel war.

Mit Mühe fand er wieder Beschäftigung und setzte sich nun in den Kopf, zu heiraten. Ein hübsches Mädchen, das er am Brunnen sah, stach ihm in die Augen; doch der Vater, ein wenig vermögender, aber gewaltig stolzer Bauer, hatte ihm öffentlich erklärt, seine Tochter sei zu gut für einen solchen Galgenstrick, wie er, und bekam dafür einen so wohlgezielten Faustschlag, daß sein Leben in großer Gefahr stand. Großer

Skandal in der ganzen Gegend darüber, der schlimme Raufbold wurde zum zweitenmal und diesmal zu zwei Jahren Buchthaus verurteilt.

Sie schienen ihm lang. Hatte er denn etwas anderes getan, als sich verteidigt? Man darf also einen Menschen ungestraft beschimpfen und er soll alles wehrlos über sich ergehen lassen müssen, wenn er nicht eingesteckt werden will?

Der Unglückliche begriff das nicht und der Geist der Empörung wuchs mehr und mehr in ihm. Wie indes das Ende der Strafzeit nahte, nahm er all' seinen Mut zusammen und fasste den Entschluß, das Leben zu nehmen, wie es ist, über sich selbst zu wachen, seine Empfindlichkeit zu bekämpfen, seine Wutanfälle, die er nun zweimal so teuer hatte bezahlen müssen, mochten sie auch noch so berechtigt sein, zu beherrschen.

"Ich war brutal", dachte er, "und bin beinahe zum Mörder geworden. Und man hat ein Recht, gefährliche Subjekte einzuschließen. Aber mit dieser Heftigkeit soll's jetzt zu Ende sein. Hilft man mir nur ein klein wenig, so soll man sehen, daß ich imstande bin, als ehrlicher Mensch zu leben."

Aber seit zwei Tagen durchzog er das Land, ohne jemand zu finden, der ihm „ein klein wenig“ geholfen hätte, wie er's doch so nötig hatte. Wer ihn wieder erkannte, mied ihn wie ein schädliches Tier. Die andern, die nur nach seinem Neuzern urteilten, verhehlten ihm ihren Widerwillen nicht. Es war, als trüge er auf der Stirn ein Kainszeichen, das Siegel der Verworfenheit.

Und von Stunde zu Stunde schwand seine Hoffnung immer mehr und sein Gemüt füllte sich mehr denn je mit Gift und Galle, jeden Augenblick, gleich einem bösen Geschwür, bereit zum Platzen.

Von Müdigkeit und Hunger überwältigt und am Ende mit seiner Kraft, kam er gegen Abend des zweiten Tages zu einem abgelegenen, dem Anschein nach altwäterischen, aber wohlhabenden Bauernhof. Geräumige Anbauten, mächtige Holzhaufen, die zum Trocknen darum herumlagen, ein großer, gut gepflegerter, den Wegen nach mit Rosen bestandener Garten, legten von dem Reichtum des Besitzers Zeugnis ab. Unzweifelhaft gehörten ihm auch die umliegenden grasreichen Wiesen und prächtigen Getreideäcker. Der Hof mußte ein tüchtiges Einkommen abwerfen. Vor der Scheune stand ein ungeheurer, zum Teil schon abgeladener Wagen mit Korngarben. Allem Anschein nach mußte die Arbeit durch das Nachtessen unterbrochen worden sein; denn aus einem der Fenster des Erdgeschoßes tönte das Klirren des Tischgerätes und lustiges Stimmengewirr.

In dieser entfernten Gegend brauchte der Mann nicht zu fürchten, daß er erkannt würde. Zudem mußte ja diese herrliche Ernte die Herzen

zu Milde und Wohlwollen geneigt machen; wenn man glücklich ist, wie leicht ist's da, gütig zu sein! Und schließlich sind zwei tüchtige Arme auf solch' mächtigem Hof nie überflüssig. Fand er nur freundliche Aufnahme, Arbeit, bescheidenen Lohn, ja sogar für den Anfang bloß Kost und Obdach, so sollte gewiß seine Aufführung eine tadellose sein. Der Vagabund klammerte sich fest an diese Hoffnung und durchschritt mutig den mit Steinplatten belegten Gang. Am andern Ende desselben führte eine offene Türe in die geräumige Küche, wo zehn bis zwölf Personen beiderlei Geschlechts um den langen Tisch beim Nachessen saßen: Geschwollte Kartoffeln, die geplätzt, ihr mehliges Fleisch zeigten, Salat und Schinken, eine recht einladende, leckere Mahlzeit, namentlich für einen, der seit vierundzwanzig Stunden seinen Hunger nie zu stillen vermocht hatte!

Dem Vagabunden lief das Wasser im Munde zusammen.

„Was will man?“ schrie der oben am Tisch Sitzende.

„Ich komme, Ihnen meine Dienste anzubieten, für den Fall, daß Sie noch einen Arbeiter nötig haben.“

Der Mann stand auf und trat näher; er war von Mittelgröße, gedrungen, mit aufgedunsenem, rotem Gesicht und herrschüchtiger, harter Miene.

„Ihre Dienste? Ah, Ihre Dienste? Und woher kommt man denn?“

Sofort begriff der Vagabund seinen Irrtum; der da war wie die andern auch, wenn nicht noch schlimmer.

„Läßt mal hören, woher kommt man? Nicht etwa zufällig von einer gewissen Anstalt . . . so sechs bis acht Stunden von hier im Wald . . . sagen wir . . . um nicht zu beleidigen . . . aus dem Krankenhaus!“

Und das für sehr geistreich haltend, schlug der Bauer eine schallende Lache auf, in welche alle einstimmten.

Ein Blitz flammte in den Augen des Vaganten auf und seine Brauen runzelten sich.

„Ich frage um Arbeit an; gibt dies Ihnen ein Recht, mich zu beschimpfen?“

„Ah, der Herr verlangt Rücksichten! Man muß seine Worte wählen, um mit dem Herrn zu reden und darf ihn bloß mit Handschuhen anfassen! Ze nun, Arbeit habe ich nicht für Sie. Wir sind brave Leute hier!“

Und hämisch setzte er hinzu: „Gestehn Sie doch, daß Sie dorther kommen!“

Der andere machte eine Bewegung, sich zu entfernen. Allein sein leerer, knurrender Magen plagte ihn angesichts des reichbesetzten Tisches noch heftiger.

„Ich bin hungrig, geben Sie mir gütigst etwas zu essen.“

„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“

„Wer nicht arbeitet! Und ich flehe Sie ja gerade um Arbeit an!“

„Ja, man kennt diese Art Bittgesuche!“

„Ich schließ letzte Nacht im Freien und wandere seit der Morgen-dämmerung herum. Gewähren Sie mir wenigstens ein Nachtlager im Stall für heute.“

„Bei solch' schönem Wetter schläft man in dieser Jahreszeit nirgends besser als im Freien . . . Meinen Sie übrigens, ich wolle mich der Gefahr einer Feuersbrunst aussetzen?“

Der Vagabund zitterte unter diesem Schimpf. „Nein, das habe ich nicht verdient“, grölte er dumpf.

„Wer weiß?“ fuhr der Bauer höhnisch lachend fort. „Die Besten quartiert man dort jedenfalls nicht ein. Wissen Sie übrigens nicht, daß das Betteln verboten ist? Wäre ich boshaft, könnte ich Sie schon deshalb verhaften lassen . . . Wahrlich, das würde an Ihnen nicht viel ändern.“

Der Vagabund wandte sich mit zusammengebissenen Zähnen, das Herz voll zum Zerspringen, der Türe zu.

„He, he! Die Wahrheit ist einem eben zuwider, gelt? . . . Aber Sie sollen immerhin etwas haben!“

Und der Bauer schnitt ein Stück Brot ab und warf es auf den Tisch.

„Behalten Sie das nur!“ sprach der andere mit einem Blick voll Wut und Scham, „ich bin kein Hund.“

Und er ging, begleitet von einem neuen Hohngelächter des Bauern und den zustimmenden Späßen der Dienstboten.

Fieberhaft strömte das Blut durch seine Adern und hämmerte in raschen Schlägen in den Schläfen. Das war schließlich doch zu viel! Dieser schnöden Beleidigungen hatte er nachgerade genug erduldet. Und das war nun der Tropfen, von dem das Gefäß überlief!

„Alle gleich!“ lallte er wütend, „sie sind unerbittlich gegen den Unseligen, der sich ein-, vielleicht zweimal verfehlt hat, aber doch nach Besserung trachtet. Mit einem Tier hätte man Erbarmen, aber mit einem Menschen keineswegs . . . O Rache! Rache!“

Um wieder auf die Straße zu kommen, durchschritt er den Garten. Um diese Abendstunde war der Duft der Rosen ein berauschender; es war, als dufteten hundert Weihrauchgefäße in den Gartenbeeten. Doch der Unglückliche achtete nicht darauf. Licht, Poesie und Schönheit waren tot für ihn. Und mit drohend geballten Fäusten und gesenkten Hauptes schritt er dahin.

Mit einemmal sprang aus einem Seitenweg ein frisches, rundliches Mädchen von vier bis fünf Jahren, hübsch wie ein zu den Füßen der Madonna geschmiegter Raphael'scher Engel, auf ihn zu. Die Augen gehahten an die Kornblume, der Mund an eine reife Weichselkirsche; das wogende Getreide draußen auf dem Feld war nicht so blond, wie seine mutwilligen Locken. Und alle Holdseligkeit, aller Reiz, alle Unschuld des ersten Lebenslenzes strahlten aus seinem Lächeln. „Halt, halt, Mann!“ rief das Kind und reichte ihm mit wunderlieblicher Anmut eine prächtige rote Aprikose.

Erstaunt blieb er stehen. Das war wie ein Balsamtropfen auf die brennende Wunde. Welch' herziger kleiner Engel! Ein wahnsinniges Verlangen erfaßte ihn, das Kind in seine Arme zu schließen, sein sonniges Haar, seine reinen, klaren Augen zu küssen! Aber wehe ihm, wenn man ihn vom Hause aus sähe! . . . Ohne ein Wort nahm er die rotgoldene Frucht; zwei große Tränen rannen in seinen ungepflegten Bart, und er setzte seinen Weg fort.

Er eilte, dem ungaftlichen Hause zu entfliehen. Auf einem schmalen, staubigen Fußpfad erkomm er die Anhöhe, wandte sich hastig dem Saum des Waldes zu und ließ sich dort auf dem kurzen Rasen nieder.

Hinterm Tura neigte sich die Sonne dem Untergang zu; am westlichen Himmel hob sich die Bergkette in dunklem Violett auf feurigem Rot ab. Ein frischer Wind wehte von dem Gipfel, gewürzt von dem Wohlgeruch der Bergpflanzen. Die Ebene, wo man noch ein paar verspätete Wagen heimwärts fahren sah, hüllte sich nach und nach in Dunkel.

Unter den letzten Gänseblümchen und zwischen Thymian und Parnassis, den Vorläufern des Herbstes, am Boden liegend, grübelte der Bagabund vor sich hin. Die Kränkungen dieser zwei letzten Tage brachten ihn fast zur Verzweiflung. Er rief sie sich in jeder geringsten Einzelheit ins Gedächtnis zurück, verglich sie mit seinen guten Absichten, seinem aufrichtigen Wunsch, auf den rechten Weg zurückzukehren, und ein wilder Haß gegen Welt und Leben erfaßte ihn wiederum. Es ist mithin wahr: es gibt Geschöpfe, die zum Unglück im voraus bestimmt sind, die, einmal — und nicht immer durch eigene Schuld — gefallen, sich nie mehr zu erheben vermögen, niemals ein wenig Frieden und Freude kosten dürfen? Mitleid existirt gar nicht und Gerechtigkeit noch weniger! Dem Enterbten bietet niemand die helfende Hand; keiner erleichtert dem Sünder den Weg zu Reue und Besserung. Nur Pharisaismus und Härte findest du bei denen, die sich mit dem Titel der Rechtschaffenheit brüsten, und die, mit dem Namen Gottes auf den Lippen, ihr Gemüt aller und jeder Barmherzigkeit verschließen! . . .

„O Rache, Rache!“

Ja, ich will es kosten, das herbe Vergnügen, da edlere Freuden mir versagt sind und jeder Weg zur Besserung mir versperrt ist; gut, ich will fortfahren, Böses zu tun, mich daran ergötzen, Schlag für Schlag, Wunde für Wunde zurückzahlen, und mich nochmals rächen! Das waren so ungefähr seine Gedanken. Der Zauber des Sonnenuntergangs war erloschen. Eine Menge blauer Rauchsäulchen stieg aus einem halb in Bäumen versteckten Dorf empor. Dann versank das Gelände im nächtlichen Dunkel. Der Bagant legte die Hand auf die Brust, wo das Zwicken und Reißen aufs neue begann. „Ich muß um jeden Preis etwas essen!“

Er erhob sich, stöherte in dem Dornesträuch herum und fand eine Hand voll Himbeeren. Eine Quelle rasselte im Moos; mit der hohlen Hand schöpfte er Wasser und trank gierig; dann warf er sich wieder, mit stetsfort knurrendem Magen, auf den früheren Platz nieder . . . O wie gelüstete ihn nach der Mahlzeit drunten, nach den geschwollenen Erdäpfeln, dem Salat, dem zarten weißen und roten Schinken!

„Und er gönnte mir kaum ein Stück Brot! Ah, Kanaille, Kanaille!“

Und er erhob drohend die Faust gegen das Bauernhaus, dessen braunes Ziegedach noch zu unterscheiden war.

Ah, so gings doch nicht weiter! Immer den Rückgrat krümmen, allen Schimpf und alle Schmach ertragen, nein, das ist zu dumm! Ein Durst nach Rache erfaßte ihn; seine Geduld, seine Ergebung war erschöpft.

„Mir nicht einmal eine Schlafstätte im Stall zu bewilligen, mich der Brandstiftung fähig zu halten! . . . Wart, das Wort sollst du mir büßen!“

Und nun schlug er seinerseits ein Hohngelächter auf.

Ja wohl, die Rache war ihm wahrhaftig vorgezeichnet! Er brauchte sich nur während der Nacht auf die Heubühne zu schleichen, ein Bündhölzchen genügt. Das Haus ist alt; die Treppen sind vermutlich hölzern, die Wände ebenfalls. Das gibt einen schönen Brand, in kürzester Frist eine riesige Glut! . . . Und am Morgen ist nichts weiter da, als ein paar wankende Mauerreste, einige geschwärzte Balken und ein Aschenhauf!

„Er selber, er, er, er . . . hat mir den Gedanken eingegeben!“

Eine, zwei Stunden verflossen. Dichtes Gewölk, das ein Gepitter verkündigte, bedeckte den Himmel. Die Brise hatte nachgelassen, es war sehr schwül und finster. Auf dem Gefilde, im Walde herrschte Schweigen. Das letzte Vogelgepeipe, das letzte Blattgeflüster war verstummt. Vom Dorfe her tönte noch etwas Lärm, der aber allmäßig ebenfalls verhallte,

als die Feierabendglocke geläutet wurde. Auf dem Rücken liegend, die Hände über dem Kopfe verschlungen, brütete der Vagabund über seinen galligen Racheplänen und wartete, bis es elf Uhr schlug; dann stand er auf und ging den Abhang hinunter. Kein Geräusch, kein Lichtschein irgendwo. Es war ein harter Arbeitstag bei der herrschenden Hunderttagshitze gewesen; tiefer Schlämmer streute seine Mohoblüten über die müden Schläfer.

In der Dunkelheit hob sich der massive Bauernhof ab.

Vorsichtig — der allfälligen Hunde halber — näherte sich der Vagabund, umschritt das Haus und kam zum Scheintor. Weder Mensch noch Tier gab ein Lebenszeichen von sich. Behutsam öffnete er die etwas knarrende Tür. Ein köstlicher Heuduft, der Wohlgeruch von Salbei, Steinklee, Esparsette und Lueerne stieg ihm in die Nase. „Ah, Kanaille! Kanaille, mögst du samt deinem Nest rösten!“

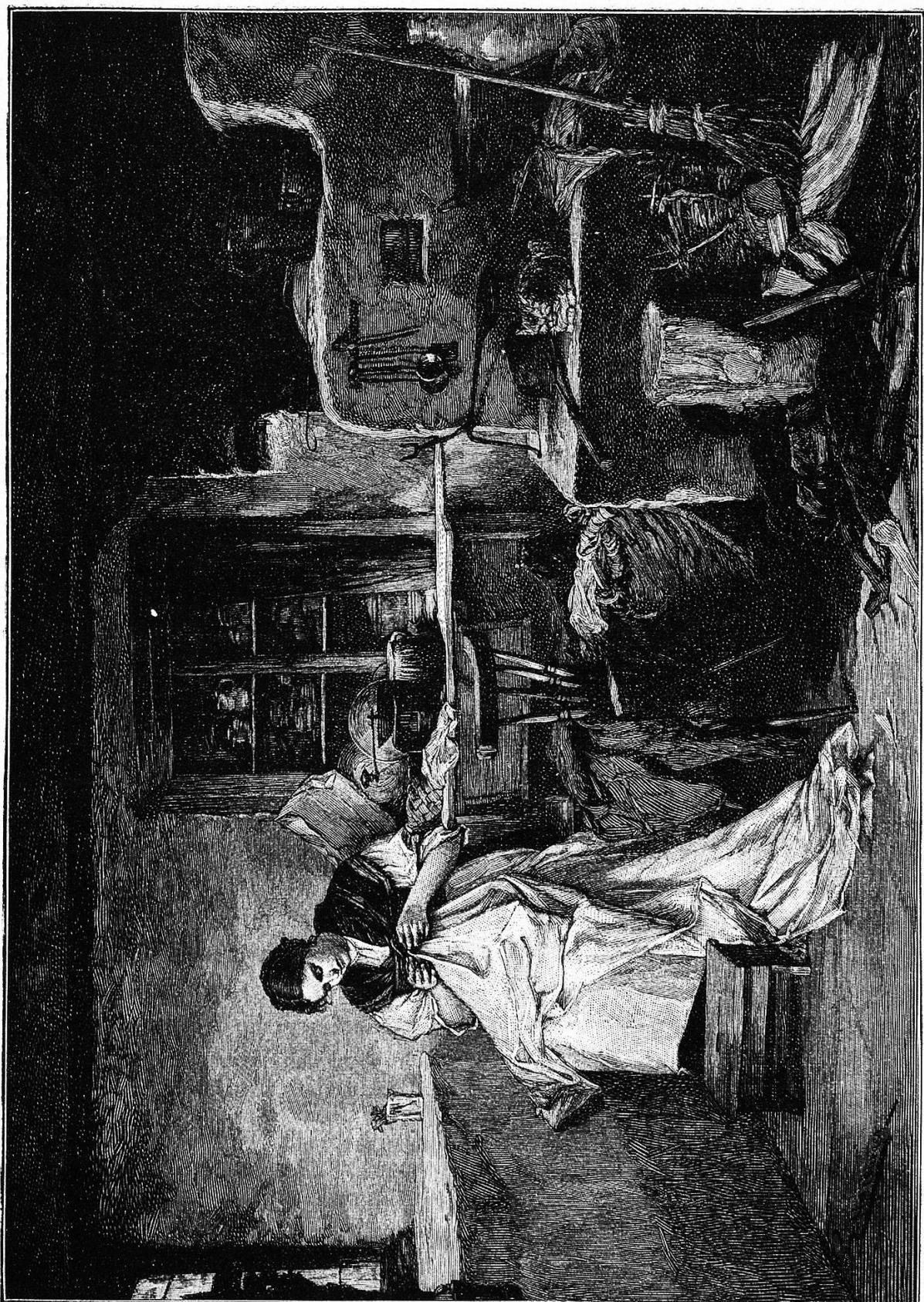
Eine wilde Freude erfüllte sein Herz; ihm war, diese Tat müsse all' seine Leiden tilgen. Und nun fing der Wind, der ihm als Gehilfe dienen sollte, frisch zu wehen an. In einer halben, einer Viertelstunde, wird da nichts weiter als ein Glutofen sein, der seine Flucht beleuchten soll.

Er steckte die Hand in die Tasche, um ein Zündhölzchen hervorzuziehen, stieß aber an ein rundes etwas, dessen Herkunft er sich im ersten Moment nicht zu erklären vermochte.

„Was ist das? . . . Ah, ja, die Aprikose, welche mir die Kleine schenkte!“

Und der Vagabund meinte, das herzige Dirulein mit den Kornblumenäugen wiederzusehen, das so anmutig und lieblich auf ihn zugesprungen war. Es kannte ihn, den schlechtgekleideten, unfreundlich dreinschauenden Menschen nicht . . . und dennoch hörte das liebe Kind nur auf sein Herz, das ihm befahl, die Goldfrucht — wohl das Köstlichste, was es eben hatte — dem anscheinend leidenden Manne zu reichen.

Und der Vagabund empfand Gewissensbisse. Er stellte sich das friedlich in seinem Bettchen schlafende Kind, die blonden Locken, über das Kissen flutend, lebhaft vor. Es träumte wohl von den Engeln, seinen Geschwistern, wandelte mit ihnen im Garten des Paradieses, lauschte ihrem Gesang und ihrem Harfenspiel. Leicht und duftig wie der Blume Wohlgeruch war sein leiser Atemzug; es lächelte über die Visionen seiner glücklichen Träume . . . Und nun, welch' schrecklich plötzliches Erwachen inmitten eines Flammenmeers! Entsetzlich! Und die hastige Flucht, wenn Rettung überhaupt möglich ist! Wer kann es wissen?



Heimchen am Heerd.

„Was wollte ich tun!“ flüsterte er. „Was war ich im Begriff zu tun?“

Sein Zorn war mit einem mal verflogen, sein Haß wie weggewischt. Nein, nein, noch ist nicht alle Güte aus der Welt verschwunden; er hatte sich zu vorschnell entmutigen lassen, hatte sein Dasein zu früh verwünscht! „Nur eine solche Kleinigkeit und sie hat damit ihren Vater vor dem Verderben und mich vor einem Verbrechen bewahrt. Ich zweifelte am Guten; das Kind läßt mich von neuem daran glauben; und aus Liebe zu ihm will ich nochmals versuchen, ein rechtschaffenes Leben zu führen.“

Und der Wagabund zertrat die Bündholzschachtel, entfernte sich und verschwand im Walde. —



Etwas über das Lesen.

Nachdruck verboten.

Von Molly Fuchler-von Greherz.

Warum lesen wir? — Die Jugend liest, um zu genießen, sich zu unterhalten, um ihr Unbekanntes und Erhofftes, Unerreichbares und doch Ersehntes wenigstens in der Welt des Gedankens sich zu eigen zu machen. Das Alter liest, um sich zu belehren, um mit der Welt und dem Leben, dem es allmälig abstirbt, im Geiste weiter zu leben.

Die Jugend liest meist unbefangen, kritiklos; darum ist für sie nur das Beste gut genug. Sie verlangt von einem Buche, daß es amüsan sei, daß keine seitenlangen Naturbetrachtungen und Moralpredigten den raschen Fluß der Handlungen beeinträchtigen. Und ihre Forderung hat unbeschadet der Individualität und künstlerischen Freiheit des Schriftstellers ein gewisses Recht. Wir betrachten denjenigen als einen Künstler in seinem Fach, dessen Feder uns in wenig Strichen die Szenerie, in der die handelnden Personen sich bewegen, vorführt, daß wir sozusagen dieselbe Lust mit ihnen atmen und unser geistiges Auge mühelos in dem vorgehaltenen Gemälde sich zurechtfindet. Ebenso erfordert es die Feder eines Künstlers, uns mit seiner eigenen Weltauffassung sowohl als mit den Seelenstimmungen und der Gemütsverfassung seiner Phantasiekinder bekannt zu machen, ohne uns durch aufdringliche Gedankensezirerei und breite, philosophische und moralische Auseinandersetzungen zu belästigen. Auch auf diesem Gebiet verlangt der Leser, der gebildete sowohl wie der unbefangene, bloß genießende, nicht abstrakte Abhandlungen, sondern Beweisführung, die uns das dramatische Element am feinsten und sichersten vermittelt. Auch der